



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Nohl, Ludwig: Aus Haydn's letzter Schaffenszeit : 1. Die zweite Londoner  
Reise.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

für eine Psychologie sichern, an welche eine ideale und ethische Weltanschauung anzuknüpfen vermag.

Königsberg i. Pr.

H. Jacoby.

## Mus Haydn's letzter Schaffenszeit.

### 1. Die zweite Londoner Reise.

Als im Juli 1792 Haydn von London in die Heimat zurückkehrte und abermals Bonn berührte, gab ihm das kurfürstliche Orchester im nahen Godesberg ein festliches Frühstück, und dabei legte Beethoven ihm ein vermuthlich auf Leopold's II. Tod geschriebene Kantate vor, die der Meister besonders beachtete, und die ihn veranlaßte, „ihren Verfasser zu fortdauerndem Studium aufzumuntern“. Damals wurde ohne Zweifel die Verabredung getroffen, wonach bald darauf der junge Komponist Haydn's Schüler wurde. Denn von Beethoven's wunderbarem Klavierspiel war auch er damals geradezu überrascht.

In Wien und damit in ganz Deutschland stand jetzt, nachdem Gluck und Mozart gestorben waren, Haydn als erster Meister da. Schon im Frühling 1792 hatte die „Musikalische Correspondenz“ geschrieben, seine Verdienste seien so allgemein anerkannt und der Einfluß seiner zahlreichen Werke so wirksam, daß seine „Manier“ gleichsam als das erste Ziel der Komponisten erscheine und sie selbst sich in dem Grade der Vollendung näherten, in welchem sie ihm nahe kämen. Der in England gewonnene Ruhm aber erstickte fortan auch allen Zweifel und Widerspruch. Jeder Gebildete, sagt Dies in seinen „Biographischen Nachrichten von F. Haydn“, habe jetzt den Namen Haydn mit einem Tone ausgesprochen, der ein Gefühl von Nationalstolz verrieth, und dies wird umsomehr der Fall gewesen sein, nachdem er am 22. und 23. Dezember im Burgtheater seine sechs neuesten Londoner Symphonieen aufgeführt hatte, auf die man natürlich in Wien besonders gespannt gewesen war. Es war dies obendrein zum Vortheil derselben Wiener Tonkünstler-Wittwenkasse geschehen, die ihn einst so grob behandelt hatte. Er wurde darauf sogar unentgeltlich Mitglied der Gesellschaft, hat sie aber niemals in Anspruch zu nehmen brauchen. Heute führt sie den Namen „Haydn“.

Auch materiell hatte das „Land der Goldfische“ ihn so wohl gestellt, daß er ein kleines Haus in „einsam stiller Lage“ einer Vorstadt kaufte, welches seine

Frau sich, naiv genug, als Wittwenstüb ausersehen hatte, das aber vielmehr die Ruhestätte seines Alters werden sollte. Er ließ es später um ein Stock erhöhen und bewohnte es bis an sein Ende, indem er seine Frau um volle neun Jahre überlebte.

Komponiren und Unterrichtgeben blieb jetzt in Wien sein gleichmäßig ruhiges Geschäft. Aber das letztere wurde ihm diesmal bei einem Schüler besonders schwer. „Haydn hat hierher berichtet, er werde ihm große Opern aufgeben und [selbst] bald aufhören müssen zu componiren“, so schreibt man schon zu Anfang des nächsten Jahres 1793 von Bonn aus über Beethoven. Und dieser Anschauung und dem ganzen Wesen des Meisters entspricht es, daß er dem jungen Schüler rieth, von den drei Trios op. 1, die in der gleichen Zeit in Haydn's Gegenwart gespielt wurden, und über die er selbst dem Komponisten „viel Schönes“ sagte, das dritte in C-moll nicht herauszugeben; er fürchtete, daß solcher „Sturm und Drang“, gegen den allerdings im ersten Augenblick „alle andere Musik zahm und geistlos erschien“, ihm beim Publikum eher schaden als nützen könne. Auf den so leicht mißtrauenden Beethoven aber machte dies einen bösen Eindruck; er glaubte, Haydn sei neidisch, eifersüchtig und meine es nicht gut mit ihm. So erscheint denn auch der Unterricht, der ohnehin nicht viel Aussicht auf Erfolg hatte, weil dem ruhmgekrönten älteren Neuerer ein noch in höherem Grade revolutionärer Jüngerer gegenübertrat, von Anfang an in seinem inneren Bestande gestört. Doch wahrte er bis zu Ende des Jahres 1793, der größere Jünger vergaß nicht, was er dem großen Meister schuldig war. „Caffee für Haydn und mich“ — dergleichen Notizen in Beethoven's Tagebuch von damals bezeugen, daß persönlicher Privatverkehr auch über den Unterricht hinaus unter ihnen bestand, und diesen brach er äußerlich auch dann erst ab, als Haydn's zweite Reise nach London den schicklichen Vorwand dazu gab, wiewohl er thatsächlich damals bereits der Schüler des aus Mozart's Biographie bekannten Schenk war. Schon öfters hatte er gegen andere Musiker sich beklagt, daß er mit seinen Studien nicht vorwärts komme, weil Haydn, allzuviel beschäftigt, seinen Arbeiten nicht die gewünschte Aufmerksamkeit schenken könne, und Schenk, der Beethoven bereits bei einem solchen Kollegen, dem Abbé Gelinek, phantasiren gehört hatte, war ihm dann eines Tages begegnet, als er gerade mit seinem Hest unterm Arme von Haydn kam, hatte einen Blick in dasselbe geworfen und gefunden, daß sehr viel Unrichtiges darin stehen geblieben war. Dies entschied rasch für Beethoven's Wechsel und Wahl. Dennoch hörte man schon im Sommer 1793 von Wien aus in Bonn, daß der junge Landsmann „große Fortschritte in der Kunst mache“, und dies fällt doch in die Wagsschale Haydn's, der eben mit Hilfe seines Fuz und Ph. C. Bach das auf praktischem Wege erworbene contrapunktische Wissen des genialen Stürmers zu

sammeln und zu ordnen verstand und dasselbe schon dadurch wesentlich erhöhte. Wenn derselbe trotzdem nicht den begreiflichen Wunsch des Lehrers erfüllte, auf sein demselben gewidmetes erstes Sonatenwerk (op. 1) „Schüler von Haydn“ zu setzen, weil er, wie er sich rechtfertigte, „nie etwas von ihm gelernt habe“, so bezieht sich dies eben nur auf den höheren Kompositionsunterricht, zu dem sie noch gar nicht miteinander vorge drungen waren. Doch sehen wir ihn im Sommer 1793 mit Haydn nach Eisenstadt gehen, und dieser hatte sogar die Absicht, ihn im nächsten Jahre mit nach England zu nehmen. Beethoven's Schüler Ries sagt denn auch ausdrücklich, daß Haydn Beethoven „sehr geschätzt“ habe, nur sei derselbe „immer so eigensinnig und selbstwollend“ gewesen, weshalb Haydn ihn den „Großmogul“ nannte. Wie neidlos er sonst jüngere Künstler zu würdigen wußte, erfahren wir gerade in diesen Tagen aus einem Billet an seinen Pächter Joseph Weigl, den späteren Komponisten der „Schweizerfamilie“. „Schon seit langer Zeit habe ich keine Musik mit solchem Enthusiasmus empfunden, als Ihre gestrige Prinzessin von Amalfi,“ schreibt er am 11. Januar 1794 an Weigl. „Sie ist gedankenvoll, erhaben ausdrucksvoll, kurz ein Meisterstück. Ich nehme den wärmsten Antheil an dem gerechten Beifall, den man ihr gab. Erhalten Sie mich alten Knaben in Ihrem Andenken.“ Jedenfalls hatte Haydn dem jungen Genius die edlen Musikkreise Wien's willig erschließen helfen, und dieser konnte nun ungestört sein Glück dort suchen, als der Lehrer wieder in der Ferne weilte.

Zu dieser zweiten Reise aber die nöthigen Arbeiten zu beschaffen, war eben die „zu viele Beschäftigung“ des alternden Meisters gewesen. Und doch mußte diese Reise schon aus äußeren Gründen unternommen werden. Denn Haydn hatte darauf zu sehen, daß er auch in wirklich alten und arbeitslosen Tagen ohne Einengung in seiner an sich einfachen Weise zu leben habe. Ein eigenwilliger junger Anfänger, der ohnehin den Unterricht nicht bezahlte — denn er hatte von seinem Kurfürsten wohl das Gehalt behalten, bekam aber keine weitere Unterstützung —, durfte ihm nicht zuviel von dieser kostbaren Zeit rauben. Auch war es ja solchem Genie gegenüber genug, die Hauptdinge des Unterrichts zu betonen und ihn nicht durch stete Aufzeigung kleiner, zum Theil blos orthographischer Fehler, die sich mit der Zeit von selbst verlieren mußten, von dem Wichtigeren unnöthigerweise abzulenken. Wir haben über Haydn's Anschauung in solchen Dingen eine charakteristische Aeußerung aus diesen späteren Tagen. Der Kontrapunktist Albrechtsberger, Beethoven's nachheriger Lehrer, der nach dessen witzigem Ausdruck „die Kunst musikalische Gerippe zu schaffen aufs höchste getrieben hat“, wollte aus dem reinen Sage auch alle Quarten verbannt wissen. „Was heißt das?“ erwiderte Haydn. „Die Kunst ist frei und soll durch keine Handwerksfesseln beschränkt werden. Solche Künsteleien

haben keinen Werth, ich wünschte lieber, daß einer versuchte, einen wahrhaft neuen Menuet zu komponiren." Beethoven that dies letztere wirklich und nannte es bekanntlich sogleich in seinem op. 1 — Scherzo.

Der zweiten Londoner Reise setzte der Fürst Esterhazy, dessen pensionirter Kapellmeister Haydn war, anfangs Hindernisse entgegen. Er verlangte zwar keine persönlichen Dienste, fand aber Wohlgefallen an Haydn und seinem Ruhm und meinte, von diesem habe er genug erworben. Auch möge er sich als ein Sechziger nicht ferner den Gefahren der Reise und den Verfolgungen des Neides aussetzen. Haydn verkannte nicht die hierin waltende edle Denkungsart. Allein er fühlte sich noch kräftig und schätzte ein thätiges Leben mehr als die Ruhe, in die ihn sein Fürst versetzt hatte. Zudem wußte er, daß das englische Publikum von seinem ersten Aufenthalte in London her „seiner Muse geneigt sei“, und hatte sich eben gegen den Konzertunternehmer Salomon zur Komposition von sechs weiteren Symphonieen verbindlich gemacht, auch mit verschiedenen Verlegern dort vortheilhafte Verträge geschlossen. So gab denn der Fürst endlich nach und ließ Haydn reisen — auf Nimmerwiedersehen, denn nach kurzer Zeit war der Fürst todt, und Haydn hatte den vierten Esterhazy zum Gönner und Herrn, auf dessen Befehl er noch in London dem verstorbenen Fürsten ein Denkmal in einem Requiem setzte.

Am 19. Januar 1794 begann die Reise. Gleich in Schärding ereignete sich etwas, was recht von Haydn's gutem Humor zeugte. Die Grenzbeamten frugen nach seinem Stande. Haydn gibt ihn an. „Ein Tonkünstler, was ist das?“ wiederholten die Herren. „Nun, ein Hafner“ (Töpfer), versicherte einer. „Allerdings,“ bekräftigte Haydn, „und dieser hier (sein treuer Diener Gfßler) ist mein Geselle.“ In Wiesbaden aber empfand er mit vieler Genugthuung die Größe seines Ruhmes. Im Gasthause wurde im Zimmer nebenan sein Andante mit dem Paukenschlage gespielt, das rasch beliebt geworden war. „Er hielt den Spieler für seinen Freund und trat mit Artigkeit in das Zimmer“, erzählt Dies. „Er fand einige preussische Offiziere, die alle große Verehrer seiner musikalischen Produkte waren und, wie er sich endlich zu erkennen gab, nicht glauben wollten, daß er Haydn sei. Unmöglich, unmöglich, Sie Haydn? Ein schon so behahrter Mann! Wie reimt sich dies mit dem Feuer in Ihrer Musik? In dem Tone fuhren die Herren so lange fort, bis er den von ihrem Könige empfangenen Brief vorzeigte, welchen er zum Glück im Koffer bei sich führte. Nun überhäufsten ihn die Offiziere mit Liebkosungen, und er mußte bis spät nach Mitternacht in ihrer Gesellschaft bleiben.“ Der Brief Friedrich Wilhelm's II. betraf eine Widmung von Quartetten.

Haydn wohnte diesmal mehr in der Nähe seiner Freundin und Verehrerin, der Frau Schroeter, doch vernehmen wir nichts Näheres über ihren Verkehr.

Ueberhaupt sind besonders hervorragende Nachrichten von diesem zweiten Aufenthalte in London nicht vorhanden. Doch blieb sein Name diesmal von Verunglimpfungen verschont. Man fand seine Kräfte in ihrer Verwerthung wachsend und erklärte eine neue Symphonie für sein bestes Werk. Auch durfte sein Name auf keinem Konzertprogramme fehlen, und die Wiederholung seiner Stücke war so häufig wie früher. „In Unmuth und Können, was ist ihm gleich?“ sagt das Oracle vom 10. März 1794.

Eine hübsche Anekdote aus dieser Zeit erzählte dem Biographen Haydn's C. F. Pohl („Mozart und Haydn in London, Wien 1867) noch 1866 der 90 jährige Sir G. Smart, der damals bei Salomon Violinpieler war. Es fehlte bei der Probe des Konzertes an einem Paukenschläger. Haydn fragt: „Ist niemand da, der Pauke schlagen kann?“ „Ich kann's“, erwiderte rasch der junge Smart, der nie einen Schlägel in der Hand gehabt hatte, aber meinte, es genüge der bloße richtige Takt. Nach dem ersten Satz geht Haydn zu ihm, lobt ihn, meint aber, die in Deutschland gebrauchten die Schlägel so, daß die Schwingung des Felles nicht gehemmt sei. Zugleich nimmt er selbst den Schlägel und zeigt dem Orchester ein ganz neues Talent. „Sehr wohl,“ bemerkt unerschrocken der junge Smart, „wenn Sie es lieber so haben, wir können dies in England auch.“

Am 12. Mai 1794 wurde ein Liebling aller Haydnfreunde zum ersten Mal aufgeführt, die „Militär-Symphonie“, stolz und von fröhlichem Uebermuth und jovialer, oft auch innig humoristischer Laune. Nicht lange darauf erhielt er die Nachricht, der neue Fürst Nicolaus wolle die Kapelle in Eisenstadt wieder errichten und habe ihn aufs neue zu seinem Kapellmeister ernannt. Haydn nahm diese Nachricht „mit größtem Vergnügen“ auf. Hatte doch dieses Fürstenhaus ihm sicheres Brod und, was jetzt fast mehr werth erschien, Gelegenheit gegeben, sein Können als Komponist völlig auszubilden! Zwar überstieg seine Einnahme hier in London bei weitem die Besoldung im Vaterlande, und man strebte geradezu darnach, ihn ganz an England zu fesseln. Trotzdem beschloß er, sobald er seine eingegangenen Verpflichtungen erfüllt haben würde, in der That, in die alte Stellung zurückzukehren.

Ein im Stillen, aber stark mitwirkender Grund mag dabei derselbe gewesen sein, der heute noch F. List, wo immer er auch weile, stets wieder für längere Zeit zu Deutschen treibt: es ist das Fluidum der Musik selbst, das bei uns sozusagen das ganze Dasein in allen seinen Fasern durchzieht, und in dessen Thau unser tieferes Fühlen stets wieder „gesund sich badet“. Trotz der ausgezeichneten Leistungen der Kapelle und der Virtuosen in London, die zum größeren Theil ebenfalls Deutsche waren, fand der Meister London und England doch nicht eigentlich „musikalisch“. Eben damals schrieb er von einem

Theater in sein Tagebuch: „Man macht da so elendes Zeug, als in Sadler Well, ein Kerl schrie eine Arie so fürchterlich und mit so extremen Grimassen, daß ich am ganzen Leib zu schwitzen anfing. NB. Er mußte die Arie wiederholen. O che bestie!“ Es lebte eben noch viel von den „englischen Reitern“ auch in diesen musikalisch-theatralischen Produktionen, und die Musik galt, dem entsprechend, in England noch lange nicht als etwas, das zu den geistigen Dingen gehörte. So ist es auch, obgleich Haydn selbst es nicht vernommen zu haben glaubte, völlig glaubhaft, daß der rohe Mob auf der Galerie unter Zischen und Pfeifen „Fiedler, Fiedler“ geschrien hatte, als das Orchester Haydn, einen Künstler, und noch dazu einen Ausländer, bei seinem ersten Erscheinen im Theater durch Aufstehen geehrt hatte. Von dieser seiner Uebersetzung über den Musiksinu der Engländer konnte einen Haydn natürlich auch nicht die komische Erfahrung befreien, die er praktisch von seinem eigenen Ruhm machte, wenn, wie Griesinger erzählt, zuweilen Engländer zu ihm traten, ihn vom Kopf bis zum Fuß mit den Augen maßen und mit dem Ausrufe *You are a great man* verließen.

Noch ein anderer Umstand mochte dazu beitragen, daß er der österreichischen Heimat so unbedingt den Vorzug gab. Im August des Jahres 1794 war er in den Ruinen der alten Abtei Wawerley. „Ich muß gestehen,“ schrieb er damals in sein Tagebuch, „daß, so oft ich diese schöne Wildniß betrachtete, mein Herz beklemmt wurde, wenn ich daran dachte, daß alles dieses einst unter meiner Religion stand.“ Der dauernde Aufenthalt unter Leuten anderer Konfession würde in diesen späten Lebensjahren den Empfindungen und Vorstellungen störend geworden sein, in die der einfache Mann fast zwei Menschenalter hindurch sich aufs innigste eingelebt hatte. Es ist dies eine Sache des persönlichen Gefühls und widerstreitet nicht der Duldsamkeit, die sonst auch in religiösen Dingen der schönen Art seines Gemüthes entsprach. Ebenso sagte seinem patriarchalischen Wesen gerade dasjenige nicht zu, was England groß machte, die politische Freiheit. Während er von dem Vorzuge eines großen freien Volkslebens kein Wort sagt, kommt er auf das rohe Gebrüll und das tolle Ausschreien des *sweet mob* in London bei Festen und im Theater mehrfach zu sprechen. Sozial genommen aber hing, trotz seinem lieben Oesterreich, der Pöpel auch den Engländern noch hinten; sind doch die Schranken, welche die Stände trennten, noch heute bei ihnen unübersteigbar.

Sein Ruf in England mehrte sich freilich fort und fort. Er heißt jetzt bereits ein „Genius, der keinem weicht“, und dies — bei Erwähnung einer Aufführung des Hamlet, der er beigewohnt hatte. Sein schalkhafter Humor nähert ihn allerdings dem großen englischen Tragiker: wenn auch nicht so tief und zu Thränen erschütternd, stammt er doch unstreitig aus dem gleichen Quell

des echten Gemüths. Eines Streiches von solcher Schalkhaftigkeit aus seinem Leben gerade hier in London erwähnte er selbst gegen Dies und Andere. Er stand in genauer Bekanntschaft mit einem Deutschen, der sich auf der Violine eine an Virtuosität grenzende Fertigkeit erworben hatte, aber die üble Gewohnheit besaß, sich immer in die höchsten Töne in der Nähe des Steges zu verfeigen. Haydn wollte versuchen, ob dem Dilettanten nicht diese Schwäche zu verleiden und Gefühl für tüchtiges Spiel beizubringen sei. Dieser besuchte nun oft ein Fräulein Janson, die sehr fertig Klavier spielte, und die er dabei zu begleiten pflegte. Haydn schrieb also eine Sonate für beide, betitelte sie „Jakobs Traum“ und sandte sie ohne Namen und versiegelt der Dame zu, die denn auch nicht zögerte, das dem Anschein nach leichte Werkchen mit dem Geiger zu versuchen. Es dauerte nicht lange, so flogen die Passagen nur so, die in der dritten Position der Violine angebracht waren. Der Geiger schwelgte. „Sehr gut geschrieben, man sieht, der Komponist kennt das Instrument“, sagte er. Anstatt aber endlich in möglichere Regionen herabzusteigen, ging es zur fünften, sechsten und zuletzt gar zur siebenten Position hinauf. Des Spielers Finger liefen immer zusammengedrängter wie Ameisen durcheinander. Auf dem Instrument herumkrabbelnd und die Passagen überstürzend, rief er mit Angstschweiß auf der Stirne: „Ist das erhört, so etwas zusammenzuschmieren? Der Mensch versteht ja gar nicht für Violine zu schreiben.“ Das Fräulein war bald auf die Spur gekommen, daß der Komponist mit diesen hohen Passagen die — Himmelsleiter, die Jakob im Traume sah, hatte vorstellen wollen, und je mehr sie bemerkte, daß ihr Begleiter auf dieser Leiter bald schwerfällig oder unsicher stolpernd, bald taumelnd oder hüpfend auf und abstieg, kam ihr die Sache so komisch vor, daß sie das Lachen nicht verbergen konnte, bis denn das Ungewitter losbrach, von dem wir annehmen wollen, daß es den Dilettanten selbst von seiner thörichten Sucht heilte. Erst nach fünf bis sechs Monaten kam es an den Tag, wer der Komponist gewesen war.

Haydn's Wirkung auf das Publikum that sich bei seinem zweiten Aufenthalte in London noch bedeutend höher kund als früher. Salomon durfte sogar öffentlich, wenn auch etwas verblümt, dem „stolzen England“ sagen, daß seine Haydn-Konzerte nicht ohne Einfluß auf das öffentliche Interesse, das heißt den Geschmack für und in Musik geblieben seien. Im Frühjahr 1795 sah ihn auch das Königs-paar mehrmals. Zum ersten Mal war es bei der sehr musikalischen jungen Herzogin von York, wo der Prinz von Wales ihn vorstellte. Georg III. war sonst nur für Händel eingenommen. Schreibt doch 1786 Ph. C. Bach von ihm: „Das Possierlichste von allem ist die gnädige Vorsicht, wodurch Händel's Jugendarbeiten bis aufs äußerste verwahrt werden!“ Allein er zeigte an diesem Abend, wo unter Salomon's Leitung von dem königlichen

Orchester nur Werke Haydn's, natürlich ganz vortrefflich, gespielt wurden, viel Interesse auch für diese. „Haydn,“ sagte er, „Sie haben viel geschrieben.“ — „Ja, Sire, mehr als gut ist.“ — „Gewiß nicht, die Welt widerspricht dem.“ Der König stellte ihn dann der Königin vor und sagte, er wisse, daß Haydn sonst ein guter Sänger gewesen sei, er möchte gern einige Lieder von ihm hören. „Ow. Majestät, meine Stimme ist jetzt nur noch so groß“, sagte Haydn, auf das Gelenk seines kleinen Fingers deutend. Der König lachte, Haydn sang aber sein Lied „Ich bin der Verliebteste“.

Zwei Tage darauf war eine ähnliche Produktion beim Prinzen von Wales, zu dem er oft geladen war. „Bei dem Prinzen von Wales dirigierte er 26 Musiker, und das Orchester mußte oft mehrere Stunden warten, bis der Prinz von der Tafel aufgestanden war,“ erzählte Haydn später selbst. „Da diese Bemühung ganz unbelohnt blieb, schickte Haydn auf Rath seiner Freunde von Deutschland aus eine Rechnung von 100 Guineen ein, als das Parlament die Schulden des Prinzen bezahlte, und erhielt diese Summe ohne Verzug.“ Man hat dies Haydn in England sehr übel genommen. Allein er hatte, wie sein in den „Musikerbriefen“ veröffentlichtes Testament zeigt, viel arme Verwandte, die ihn in Anspruch nahmen; sollte er diese an dem Fürstensohne des reichsten Landes der Welt verlieren lassen, was seine künstlerische Mühe ihm redlich verdient hatte? Gerade hier in London wurde er in empfindlicher Weise an seine Verwandtschaft erinnert. Er wurde wegen Unvermögenheit eines angeheiratheten Neffen, der Esterhazy'scher Hausmeister war, zur Bezahlung seiner Schulden geradezu „kondemnirt“, und wir ersehen aus dem Testamente, daß diese Verwandten gar „durch seine außerordentliche Güte mehr als 6000 fl. auf sein Conto verschwelgt hatten“. Diese „außerordentliche Güte“ aber verpflichtete ihn nach seinen Gefühlen so gut wie Andere ihr Adell oder ihr Genie, und so hatte er das Recht, die Mittel, sie zu üben, sich nicht ohne Grund entgehen zu lassen!

Bald wurde Haydn wiederholt auch zu den Konzerten der Königin selbst eingeladen und von ihr eines Abends sogar mit einem Händel'schen Manuscript „Der Erlöser am Kreuze“ beschenkt. Sie und der König wünschten, da sie ja selbst Deutsche waren, Haydn ganz an England zu fesseln. „Ich räume Ihnen des Sommers eine Wohnung in Windsor ein,“ sagte die Königin, „und dann,“ setzte sie schalkhaft den König anblickend hinzu, „machen wir zuweilen tête-à-tête Musik.“ „O, auf Haydn eifre ich nicht, der ist ein guter ehrlicher deutscher Mann.“ „Diesen Ruf zu behaupten ist mein größter Stolz“, bestätigte Haydn. Auf das wiederholte Zureden entgegnete er, daß er durch Dankbarkeit an das Haus seines Fürsten gebunden sei und sich nicht auf immer von seinem Vater-

lande und seiner Frau trennen könne. Der König erbot sich, die letztere kommen zu lassen. „Die fährt nicht über die Donau, viel weniger über Meer“, versetzte Haydn. Er blieb überhaupt in diesem Punkte unerbittlich.

Die Konzerte waren 1795 großartiger als je eingerichtet, denn die politischen Ereignisse auf dem Kontinente störten mannigfach das Interesse. Haydn, Martin, Clementi und dazu die ausgezeichnetsten Sänger und Spieler aus aller Herren Ländern — ein glänzenderes Konzertunternehmen hatte London noch nicht gesehen. Haydn eröffnete jedesmal die zweite Abtheilung des Konzertes mit einer Symphonie. Ueber eine derselben schreibt das Oracle, sie zeige „den Stil und die Phantasie Haydn's in Tönen, wie sie keinem anderen Genius zu Gebote ständen“. Als er daher am 4. Mai 1795 sein Benefiz gab, bei dem die Militärsymphonie und die letzte der 12 Londoner Orchesterschöpfungen, die Symphonie in D-dur, gespielt wurden, konnte er in sein Tagebuch schreiben: „Der Saal war voll auserlesener Gesellschaft, die Gesellschaft war äußerst vergnügt und auch ich. Ich machte diesen Abend 4000 fl., so etwas kann man nur in England machen.“ Er faßte bei diesen erwünschten Erfahrungen auch damals schon die Idee, für England ein Werk der jüngern Gattung zu schreiben, die dort weitaus am beliebtesten und volksthümlichsten war, ein Oratorium, begann auch ein solches in englischer Sprache, ließ es jedoch liegen, weil er sich wohl der Aufgabe nicht mächtig genug fühlen mochte.

Neben dem Ertrag der Konzerte liefen auch mancherlei Geschenke bei ihm ein: von Clementi ein Becher aus Kokoßnuß mit silbernem Fuß, von einem gewissen Tatterfall für die Mitarbeit an einer Komposition zur Verbesserung des englischen Kirchengesanges eine fußbreite silberne Schale, und noch neun Jahre später that sich die Wirkung dieses Londoner Aufenthalts in der Uebersendung von — sechs Paar wollenen Strümpfen kund, in welche sechs Themen von Haydn, wie das Andante der Symphonie mit dem Paukenschlag, „Gott erhalte Franz den Kaiser“ u. s. w. eingewebt waren! Er war aber auch der Erste, der nach Händel wieder allseitig und dauernd in London durchdrang und die Zuhörer förmlich zur ernst-heitern Aufnahme der Gebilde der Tonkunst nöthigte. Erst als dann Mozart's und später vor allem Beethoven's Werke in London bekannt wurden, begann eine neue Dynastie: Vorläufig herrschte Haydn fast so unbedingt wie einst Händel. Er hatte diese Herrschaft aber auch durch eine große Anzahl von Werken aller Gattungen befestigt. Griesinger gibt in seinen „Biographischen Notizen über J. Haydn“ (Wien 1870) sein eigenes Verzeichniß; es sind im ganzen 768 Blätter, darunter außer der Oper Orpheus und jenen 12 Londoner Symphonieen, deren Themen man in der Schrift „Haydn in London“ findet, 6 Quartette, 11 Sonaten, zahlreiche Lieder, Tänze, Märche — man wollte ihm allüberall wieder begegnen. Und

was diese Herrschaft bald darauf zu einer fast absoluten machen sollte, war die „Schöpfung“, deren Text ihm von Salomon schon hier in London, wo er sich ja auch „vielen Credit in der Singmusik“ erworben hatte, gegeben worden war, und die so zu sagen den krönenden Abschluß des Londoner Aufenthalts bilden sollte. Ueber ihre Entstehung soll ein zweiter Artikel berichten.

Heidelberg.

Ludwig Nohl.

## Neufrankreich und die Jesuiten.

### 1. Ein Drama. — Eine geschichtliche Betrachtung. — Die Mission im Huronenlande.

Zu den merkwürdigsten Partien in der Geschichte des 17. Jahrhunderts gehört die Entwicklung des kühnen und großen Planes, Nordamerika für Frankreich und die katholische Kirche zu erobern, eine Entwicklung, die ebenso viel dramatisches wie historisches Interesse hat, von der wir aber gleichwohl bis auf die letzten Jahre, wo Francis Parkman, der fleißige amerikanische Forscher, sie zum ersten Male nach Urkunden ausführlich darstellte\*), nur ziemlich oberflächliche Kunde besaßen. Wir glauben daher unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir im Folgenden die Zusage, die wir vor einiger Zeit beim ersten Hinweis auf die Vorzüge der Parkman'schen Arbeit gegeben haben, durch einen geeignet gruppierten Auszug der wesentlichsten Partien des Buches zu lösen versuchen.

Es ist eine Geschichte voll dramatischen Lebens, voll Helden- und Wunderthaten des menschlichen Geistes, die wir nachzuerzählen haben. Der Schauplatz ist der nordamerikanische Urwald mit seiner jungfräulichen Schönheit, hinter der sich die schrecklichsten der Schrecken bergen, mit seinen ungezähmten Riesenströmen, seinen stillen Seen, seinem Infellabyrinth, seinen tausend Reizen und seinen tausend und aber tausend Gefahren. Die pfadlose Wildniß breitet sich vor uns aus. Alle Naturmächte bedrohen uns: der Winter in seiner graufigsten Gestalt, der Sturm, die Seuche, welche ganze Stämme verzehrt; und dazu tritt, selbst noch wie eine Naturmacht auf seine Umgebung wirkend, aber tödtlicher, grausamer als irgend eine, der Mensch in seinem Wahn. Die Hauptpersonen der Handlung aber wagen sich furchtlos in diese Welt voll

\*) Die Jesuiten in Nordamerika. Stuttgart, Albenheim, 1878.  
Grenzboten III. 1879.